damit droben jede Sekunde der kostbaren Minuten ausgenutzt werden kann.

Hunderte von englischen Kricketenthusiasten fahren auf diese Weise nicht etwa ein paarmal, sondern von 10 Uhr morgens bis 6 Uhr abends an der Oval-Mauer auf und ab. Damit sie nicht hungern, haben sie Sandwichs, zum Schutz gegen das Wetter Schirme, zur Schonung der Hosen Luftkissen mitgebracht. Und sie sind so glücklich, wie nur ganz wilde oder ganz zivilisierte Völker es sein können.

K. v. St.

Haben Sie einen Polizisten gesehen?

Der Kassierer eines Geselligkeitsklubs auf Coney Island (New-York) kehrte letzthin von einem Vereinsabend spät nachts in seine Wohnung zurück. Er fand an einer Strassenecke einen Mann liegen, der leise wimmerte. Ein eleganter Stock und ein steifer Hut lagen neben dem Bedauernswerten, der wohl das Opfer eines Strassenräubers geworden war. „Um Gottes willen", rief der am Boden Liegende, als der Kassierer sich zu ihm niederbückte, „ich bitte Sie, seit zehn Minuten kommt hier keine Seele vorbei, Herrgott, haben Sie denn nicht wenigstens einen Polizisten gesehen auf dem Wege hierher?" Der andere hatte auf dem ganzen Wege weder einen Polizisten noch sonst jemand bemerkt, erbot sich aber, einige Beamte herbeizuholen. „Lassen Sie nur," meinte darauf der Fremde und erhob sich vom Boden, „wenn auch Sie keine Polente gesehen haben, so ist das unserem Unternehmen recht günstig. Wollen Sie mir doch bitte erstens Ihre Brieftasche und zweitens die Kassette mit dem Ertrag Ihres heutigen Festabends übergeben." Und da er ahnen mochte, dass Worte allein manchmal doch nicht die rechte Ueberzeugungskraft haben, so liess er ein kleines Schiesseisen sehen. Dem Kassierer blieb nichts anderes übrig, als das Geforderte herauszurücken . . .

Als er am nächsten Morgen die Sache der Polizei meldete, erfuhr er beiläufig, dass in der vergangenen Nacht noch vier andere Personen einen Herrn mit steifem Hut und elegantem Stock erst über etwaige in der Nähe befindliche Polizisten informiert hatten, ehe sie sich „erleichtert" nach Hause begeben konnten.

W.

Gebrochene Illusionen

Ein junger Offizier diente in den Kolonien. Eines Tages schrieb er an seine Eltern: „Lieber Vater, sende mir bitte sofort 1000 Mark; ich habe in einem Gefecht mit Eingeborenen mein linkes Bein verloren und liege nun vollständig mittellos im Krankenhaus." — Darauf erhielt er folgende Antwort: „Mein lieber Junge! Wenn ich Deine Briefe aus den letzten Jahren vergleiche, so finde ich, dass Du nun schon Dein viertes Bein verloren hast. Du solltest an solche Verluste allmählich gewöhnt sein und sie als ein Held ertragen. Die 1000 Mark hebe ich auf, bis einmal irgendein anderer Körperteil verletzt worden ist."

AM RUNDFUNK

Die Wahlnacht im Rundfunk — Schönbergs „Pierrot lunaire" — „Wien—Paris" in erneuerter Form — Wiederholung von Rundfunksendungen — Die literarische Umschau

Die nächtliche Berichterstattung über die Ergebnisse der Wahlen unterschied sich nicht unwesentlich von den Veranstaltungen bei früheren ähnlichen Anlässen, und zwar zu ihrem Vorteil.

Die Dradag verzichtete auf die Mitteilung kleiner Einzelergebnisse, sie bemühte sich, möglichst grössere Teilergebnisse zusammenfassen zu können, aus denen sich eine Bewegung leichter erkennen lässt. Bereits zwei Stunden nach Abschluss des Wahlaktes trafen die ersten Nachrichten ein; die zum Vergleichen mitgeteilten früheren Ergebnisse sowie die Benennung der in den einzelnen Wahlkreisen als gewählt zu betrachtenden Kandidaten waren eine weitere Bereicherung dieses Nachrichtendienstes.

Mit Rücksicht auf diesen Dienst hatte die Funkstunde ihr Programm umordnen müssen. Ernstere musikalische und literarische Veranstaltungen waren auf frühere Zeitpunkte verlegt worden, damit der eingeschaltete Nachrichtendienst sich hier nicht störend bemerkbar machte. Während der Mitteilung der Wahlergebnisse hörte man bis zum frühen Morgen die Kapellen Kermbach und Gebrüder Steiner, gelegentlich abgelöst durch Schallplatten. Musik am laufenden Bande liefern. Sehr geschickt wurde diese Unterhaltungsmusik abgeblendet, um den Sender für den Nachrichtendienst freizugeben.

*

Es war selbstverständlich, dass man das abendliche Orchesterkonzert nicht ebenso behandelte, sondern hier für die Ansage der Wahlnachrichten den Schluss der Programmnummern abwartete. Infolgedessen war das Programm der drängenden Zeit wegen abgekürzt worden, wofür man schon um dessentwillen dankbar sein kann, weil auf diese Weise die detonierende, wenig angenehm klingende Stimme der mitwirkenden Solistin etwas seltener zu hören war, als das Programm vorgesehen hatte.

*

Ausgezeichnete Kammermusik bot am Nachmittag das Kolisch-Quartett mit Werken von Brahms und Beethoven. Das gleiche Ensemble stellte, von einigen Bläsern ergänzt, die Instrumentalbesetzung in Schönbergs „Pierrot lunaire".

Diese Aufführung mag vielen als ein Wagnis erschienen sein, aber die Zusammengehörigkeit von Sprache und Musik, wie sie Schönberg in diesem Werk gefunden hat, ist gerade für den Rundfunk von grundsätzlicher Bedeutung. Bisweilen hat man die Empfindung, als sei das Wesen funkischer Darbietung schon vorausgeahnt.

Wenn im Konzertsaal das Nebenher der Sprechstimme mit dem begleitenden Instrumental-Ensemble sich nicht immer ganz zu einer Einheit zusammenfinden will, beseitigt der Rundfunk durch Fernhaltung des visuellen Eindruckes das Befremdliche, ist seinerseits eher in der Lage, hier eine Verschmelzung herbeizuführen. Die Aufführung selbst gab jedoch kein so geschlossenes Bild, wie man es unter diesen besonderen Umständen hätte erwarten dürfen: die Sprechstimme blieb — akustisch gesprochen — in zu weitem Abstand vom Instrumentalkörper, der auch seinerseits gelegentlich eine feste Fügung vermissen liess. Eine in sich besser ausgewogene Aufführung hätte dem Werk eine stärkere Wirkung gesichert. Es besteht, zumal bei so durchsichtiger Besetzung, nun einmal doch ein Unterschied zwischen einer Aufführung im Konzertsaal und einer Aufführung im Senderaum, bei der das Mikrophon allein das Ohr für die Gesamtheit des Klanges ist.

Es war zu bedauern, dass zu der Einführung in das Werk, die in Form eines Gespräches am Tage zuvor stattfinden sotte, der Komponist nicht selber erschienen war, sondern es seinem Gesprächspartner Dr. Eberhard Preussner überliess, allein die Hörer vorzubereiten. Der Vortragende rettete sich aus der plötzlich geschaffenen Situation mit einem Geschick, das unter der Kürze der Zeit zu leiden hatte.

*

In revidierter, entschieden verbesserter Form wurde jenes unterhaltende Konzert wiederholt, das unter dem Titel „Wien-Paris" Operettenmusik zweier Nationen mit verbindender Musik von Walter Göhr zu einem grossen zweiteiligen Potpourri zusammenstellt. An diesem Konzert ist nicht allein die verbessernde Ueberarbeitung das Bemerkenswerte, mindestens ebenso wichtig ist die Tatsache, dass man sich entschlossen hat, eine gute Darbietung noch einmal in das Programm aufzunehmen.

Man sollte diesen Standpunkt getrost des öfteren vertreten. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, qualitativ hochstehende Abendprogramme, auch unterhaltenden Charakters, für alle 365 Tage des Jahres zu finden; ausserdem muss man damit rechnen, dass nicht die gesamte Hörerschaft, die als Interessent in Frage kommt, an dem zur Sendung vorgesehenen Tage zu hören Zeit oder Lust hat.

Auch an ihrem zweiten Abend begnügte sich die literarische Umschau damit, eine Uebersicht über Pressestimmen zu literarischen Erscheinungen zu geben. Auf diesem Wege entfernt sich der Inhalt dieser literarischen Stunde zu weit vom Original, um dem Hörer vom Wesen und Charakter neuer Werke einen Begriff geben zu können. Die Nachahmung einer schon bestehenden Einrichtung, ihre fast unveränderte Uebertragung auf den Rundfunk nutzt die durch ihn gegebenen besonderen Möglichkeiten zu wenig aus und muss darum das ihr gesetzte Ziel verfehlen.

Lothar Band.

BERLINER

Volks-Zeitung

Freitag, 19. September 1930

Das Schiff der Abenteuer

Roman von Felix Hollaender

Copyright by S. Fischer, Berlin 1929

8. Fortsetzung

Toni Wünsch sah sich der Antwort überhoben. Denn im Saal war es mit einem Male todesstill geworden; die Musik hatte aufgehört, und aller Blicke waren auf eine verkrümmte, alte Person gerichtet, die Kleid, Mantille und Hut aus einem anderen Jahrhundert trug. Eine mit Perlen bestickte, altmodische Reisetasche hatte sie über den linken Arm gehängt, während sie mit der rechten Hand sich schwer auf einen Krückstock stützte. Sie musste ein Hüftleiden haben, denn ihr Hintergestell trat auffallend hervor.

Gerade jetzt war sie in die Mitte des Saales gehumpelt und schrie mit einer dünnen, spitzen Stimme: „Hier im Saal tagt ein Gericht — nur ein Blinder sieht es nicht. Hier im Saal spricht ein Gericht — nur ein Tauber hört es nicht."

Dann brach sie in ein böses Lachen aus, liess ihre spähenden Augen über Tänzer und Tänzerinnen gleiten, um direkt auf Dr. Wanner loszusteuern.

Als sie dicht vor Toni stand, senkte sie die Stimme: „Schöne Maske, das ist ein schlimmer Cousin, von dem sie nichts Gutes zu erwarten haben!"

„Kennen Sie ihn?" fragte Toni.

„Ob ich ihn kenne? Nicht wahr, mein Täubchen, wir beide kennen uns!"

„Diese Frau ist Miss Bottchen, von der ich soeben mit Ihnen sprach."

„Taten Sie das, Onkelchen — allerliebst! Ganz allerliebst von Ihnen! Und will man mich nicht mit der schönen Dame bekannt machen, deren Augen noch durch die schwarze Hülle leuchten?"

Mit einer unverschämten Geste riss sie Toni bei diesen Worten die Maske vom Gesicht.

„Fräulein Wünsch — Miss Bottchen", stellte Dr. Wanner vor; kein Zug seiner Miene liess darauf schliessen, dass er den Spass auch nur eine Sekunde ernst genommen hatte.

„Toni oder Camilla Wünsch?" fragte die Bottchen dreist.

„Ich bin Toni Wünsch — und dabei fällt mir ein, dass ich mich nach meiner Schwester umsehen muss, die mir ganz aus den Augen gekommen ist."

Sie grüsste Miss Bottchen förmlich, nahm Wanners Hand, sah ihm kurz und mit grossem Ernst ins Gesicht, ehe sie sich zum Gehen wandte.

In dem Gedränge kam sie nicht vorwärts, und so vernahm sie wider ihren Willen Miss Bottchens Worte: „Verplempern Sie sich nicht, Mister Wanner. Seien Sie vorsichtig mit dieser kleinen Person! Das ist eine, die nicht mehr locker lässt, wenn sie einmal angebissen hat. Ich kenne den Typ."

Wanners Züge wurden eisig.

„Ich erinnere mich nicht, Ihren Rat eingeholt zu haben; deshalb darf ich wohl auf eine Fortsetzung des Gespräches . . ."

Fräulein Testini stand plötzlich vor ihnen.

„Es ist Damenwahl", sagte sie mit leichtem Erröten, „darf ich bitten! Hoffentlich habe ich nicht eine anregende Unterhaltung gestört."

„Sie kamen im richtigen Augenblick."

„Herr Doktor Wanner", begann Fräulein Testini kaum hörbar, „weshalb meiden Sie mich — ist Ihnen meine Gesellschaft lästig?"

„Mein gnädiges Fräulein . . ."

Teresina Testini löste sich langsam von ihm los.

„Missverstehen Sie mich nicht! Wie käme ich dazu, Sie zur Verantwortung zu ziehen oder Ihnen gar den leisesten Vorwurf zu machen."

„Fräulein Testini, ich bin ein für Geselligkeit total unbrauchbarer Mensch — ich bin das Gegenteil von dem, was die Griechen mit den Worten ζῶον πολιτικόν bezeichnen — mit anderen Worten, mir fehlen alle Anlagen und Instinkte, die Merkmale des guten Bürgers sind."

Sie schüttelte den Kopf.

„Tanzen wir weiter; ich glaube, Miss Bottchen verfolgt uns mit ihren grünen Augen."

„Wenn es ihr Vergnügen macht", entgegnete Wanner kühl, wollen wir sie darin nicht stören."

„Auch ich habe Sie vorhin unausgesetzt beobachtet, Doktor Wanner. „Sie sprachen äusserst animiert mit Fräulein Wünsch."

Ohne auf ihre Selbstbezichtigung einzugehen, erwiderte er: „Wir waren allerdings in eine lebhafte Diskussion geraten."

„Finden Sie nicht", fuhr sie fort, „dass die beiden Schwestern die reizvollsten Erscheinungen an Bord sind; sie haben etwas so Distinguiertes und sind von einer Zurückhaltung, dass man nicht leicht wagt, mit ihnen anzuknüpfen, obwohl sie ihrem Beruf nach, wie ich höre, im Verkehr durchaus weltgewandt sind."

„Ich habe mit Fräulein Toni Wünsch vor einigen Minuten zum ersten Male gesprochen — ihre Schwester kenne ich überhaupt nicht!"

„Sie sind Inhaberinnen eines grossen Berliner Modesalons — daher wohl auch die besondere Kunst, sich so raffiniert anzuziehen."

Wanner lächelte unwillkürlich, und Fräulein Testini, die dies Lächeln sofort auffing, wurde unruhig.

„Habe ich etwas Hässliches gesagt?"

„Nein, mein Fräulein!"

„Etwas Komisches?"

„Ja, mein Fräulein!"

„Ich habe es sofort gefühlt; aber glauben Sie mir, Herr Doktor, dies hat nicht in meiner Absicht gelegen. Und dennoch", fügte sie nachdenklich hinzu, „enthüllt man sich plötzlich mit einem Worte."